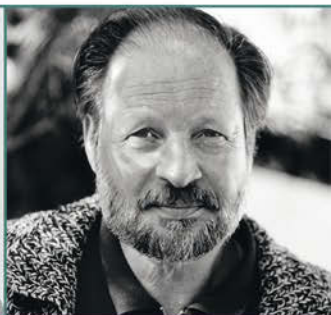


Herausgegeben von
Andreas Mauz und Ulrich Weber

Verwunschene Orte

Raumfiktionen
zwischen **Paradies** und **Hölle**



WALLSTEIN CHRONOS

Verwunschene Orte

Sommerakademie Centre Dürrenmatt Neuchâtel
Herausgegeben vom Schweizerischen Literaturarchiv

Band 4

Verwunschene Orte

Raumfiktionen zwischen Paradies und Hölle

Herausgegeben von Andreas Mauz
und Ulrich Weber

Inhalt

Vorwort	7
ANDREAS MAUZ Verwunschene Orte. Zur Einführung in Thematik und Band . . .	9
JÜRGEN FOHRMANN Der Ort der Nicht-Orte: Utopien	35
MARCEL LEPPER Theorien der Utopie: ein Projekt der emphatischen Moderne?	51
MATÍAS MARTÍNEZ Erzählte Orte zwischen Realität und Fiktion Die Liverpool Street Station in W. G. Sebalds <i>Austerlitz</i> . . .	63
DOMINIK MÜLLER Von Seldwyla nach Barbarswila. Werkübergreifende poetische Topographien bei Gottfried Keller, Otto F. Walter, Gerhard Meier und Gerold Späth	77
Dürrenmatts Orte in Fotografien von Simon Schmid Teil 1: Bielersee	99
RUDOLF KÄSER Kontemplation und Entortung. Landschaftswandel in Gedichten Erika Burkarts	113
ULRICH WEBER Das Dorf als subjektiver Kosmos und Gedächtnisraum: Gerhard Meiers »Amrainer Tetralogie«	135

Dürrenmatts Orte in Fotografien von Simon Schmid	
Teil 2: Neuenburgersee	161
SIMON ZUMSTEG	
»Burgatorio«. Über Hermann Burgers Topographesken	177
MAGNUS WIELAND	
Bücherspektren: Die Bibliothek als »verwünschter« Ort . . .	203
MARTIN ZINGG	
»Mit allem Verlorenen gehe ich hinein in die erwachende Stadt«. Gertrud Leuteneggers Romane <i>Vorabend</i> und <i>Matutin</i>	229
GERTRUD LEUTENEGGER • MARTIN ZINGG	
Schattenwirklichkeiten, verwünschte Orte Ein Gespräch mit Gertrud Leutenegger	245
Kurzbiografien	257
Bildnachweise	261

Vorwort

Der vorliegende Band geht zurück auf die gleichnamige Sommerakademie des Schweizerischen Literaturarchivs Bern, die vom 24. bis 29. Juni 2012 im Centre Dürrenmatt Neuchâtel stattfand. Die Mehrheit der vorliegenden Beiträge wurde dort in einer ersten Fassung vorgetragen und im Kreis der SommerakademikerInnen angeregt debattiert.

Am Gelingen der Veranstaltung ebenso wie an der Erarbeitung der Publikation war eine Vielzahl von Personen und Institutionen beteiligt. Ihnen sei an dieser Stelle ausdrücklich gedankt. Unser Dank gilt: dem Centre Dürrenmatt Neuchâtel, CDN (Janine Perret Sgualdo und Team), das erneut einen hervorragenden institutionellen Rahmen bot für die gemeinsame Arbeit; dem Schweizerischen Literaturarchiv Bern, SLA (PD. Dr. Irmgard Wirtz und Team); dem Deutschen Literaturarchiv Marbach, DLA (Dr. Marcel Lepper), das erneut als Co-Veranstalter auftrat; der Charlotte Kerr Dürrematt-Stiftung und der Lotterie Romande, die die Veranstaltung maßgeblich finanziell unterstützten; dem Centre neuchâtelois de psychiatrie Préfargier (Cendrine Jéquier), das es uns ermöglichte, im Rahmen eines Dürrenmatt-Spaziergangs einige Orte zu besuchen, die für den Autor literarisch bestimmend wurden; allen ReferentInnen bzw. AutorInnen, die unserer Einladung zur Beteiligung folgten und ihre Überlegungen zur Debatte stellten; dem Fotografen Simon Schmid (Schweizerische Nationalbibliothek Bern), der die vorzüglichen Aufnahmen der Dürrenmatt-Schauplätze zum Band beisteuerte; Kathrin Schmid, die die vorliegenden Beiträge einer sorgfältigen Redaktion und Korrektur unterzog und insbesondere auch für die aufwendige Transkription des Autorengesprächs zur Verfügung stand; dem Wallstein Verlag, der das Manuskript mit gewohnter Zuverlässigkeit in ein Buch verwandelte. Und *last but not least* wäre die Akademie nicht möglich gewesen ohne das Interesse der TeilnehmerInnen, die sich aktiv in die Debatte einbrachten, meist auch mit einem Kurzreferat oder einer

Projektpräsentation. Unser herzlicher Dank also an Evelyn Dueck, Marta Famula, Olivia G. Gabor-Peirce, Anne-Kathrin Gitter, Matthias Hennig, Agnieszka Hudzik, Sylvia Hundenborn, Christina Isensee, Katharina Krüger, Rebecca Lötscher, Isabell Mandt, Thomas Markus Meier, Oliver Moebert, Julian Reidy, Sarah Ruppe, Anne Schülke, Ruth Signer, Petruta Tatulescu, Moritz Wagner, Simone Waser, Marie-Luise Wünsche und Elias Zimmermann. Einige der Beiträge sind zugänglich auf den Seiten des Schweizerischen Literaturarchivs (<http://www.nb.admin.ch/sla/o3131/o3265/o4267/index.html?lang=de>).

Die Drucklegung dieses Bandes wurde ermöglicht durch ein testamentarisches Legat von Charlotte Kerr Dürrenmatt (1927-2011), deren Gedenken wir diesen Band widmen.

Bern, im April 2014

Andreas Mauz und Ulrich Weber

Andreas Mauz

Verwunschene Orte. Zur Einführung in Thematik und Band

Da trat der Tod an mich heran, in den Umrissen des Kantons
Thurgau.

Matto Kämpf, *Kanton Afrika. Eine Erbauungsschrift* (2014)

Königlich ruhst du in deiner verlassenheit ·
Garten – und selten nur tust du die tore weit..
Mit deiner steilen gebüsche verschwiegnem verlies
Sonnig gebreiteter gänge nie furchendem kies.
Lispelnde bronnen umfriediget knospend spalier ·
Steinerne urnen erheben die ledige zier.
In deinem laub geht nur nisten sanft-tönende brut.
Leichte gewölke nur spiegelt die schlafende flut
Deines teichs und die ufer entlang das gebäu:
Ebnes kühl-gleitendes feuer und flimmrige spreu ...

Stefan George, *Der verwunschene Garten* (1907)

1. Einleitendes

Der wissenschaftliche Sprachgebrauch unterscheidet sich von anderen Sprachpraktiken vielleicht am deutlichsten durch seine prononcierte Begrifflichkeit. Begriffe sind der harte Kern der Wissenschaftssprache, weil sie – im Gegensatz etwa zur Alltagssprache – von möglichst großer Bedeutungsklarheit und Bedeutungskonstanz lebt. Eben deshalb ist die metasprachliche Verständigung über diesen oder jenen Ausdruck auch eine grundlegende Wissenschaftspraxis; deshalb wird um das ›richtige‹ Verständnis dieses oder jenes Begriffs leidenschaftlich gestritten; deshalb lässt sich Wissenschaftsgeschichte wesentlich auch als Begriffsgeschichte schreiben;¹ deshalb laufen Wissenschaftskarrieren über erfolgreiche Neologismen. Und nicht zuletzt sind es die Begriffe – die »Begriffsdrachen«² und »Supersubstantiv[e]«³ –, die zur Wissenschaftsparodie einladen.

1 Vgl. u. a. Michael Eggers (Hg.): Wissenschaftsgeschichte als Begriffsgeschichte. Terminologische Umbrüche im Entstehungsprozess der modernen Wissenschaften. Bielefeld 2009; Lutz Danneberg et al. (Hg.): Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte. Wiesbaden 2009.

2 Valentin Groebner: Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung. Konstanz 2012, S. 113.

3 Ebd., S. 116.

Ebenso offenkundig wie die basale Bedeutung des geklärten, des ›harten‹ Begriffs ist aber auch die des ›weichen‹ Begriffs. Die Wissenschaftssprache geht sicher nicht auf in metasprachlichen Klärungen, wie sie in der wissenschaftstheoretischen Definitionslehre oder in sprachphilosophischen Entwürfen zur Debatte stehen.⁴ Ganz abgesehen von der hinlänglich bekannten Unmöglichkeit, alle Ausdrücke, die in einem wissenschaftlichen Text verwendet werden, zunächst definitorisch einzuhegen, ist es auch unnötig, dies zu tun. Der wissenschaftliche Diskurs ›funktioniert‹ ebenso faktisch wie normativ betrachtet auch ohne entsprechend umfassende »Anstrengungen des Begriffs« (Hegel). Denn nicht nur die definitorische Bedeutungsbegrenzung, auch die Bedeutungsoffenheit gewisser Terme – bis hin zur spezifischen Darstellungs- und Erkenntnisleistung der Metapher – ist eine wissenschaftssprachliche Tugend. Ihr Vorzug liegt in ihrer Flexibilität, ihrer evokativen Qualität, darin, dass sie sich »irgendwie« »von selbst« verstehen – sei es, weil sie im aktuellen Sprachgebrauch bereits etabliert sind, sei es, weil es sich um eine glückliche Neuschöpfung eines – weichen – Begriffs handelt.⁶

Offensichtlich sind die beiden holzschnittartig skizzierten Sprachregister keine Alternativen. Selbstverständlich kann dieser oder jener etablierte weiche Ausdruck auch Gegenstand wenn nicht streng-definitorischer Härtung, so doch differenzierungsinteressierter Betrachtung werden. – Eben dies unternimmt der folgende Band: Im Kontext der neuen Sensibilität für die vielfältigen auch literaturwissenschaftlichen Implikationen der Raumdimension⁷ scheint es uns fällig, nach der spezifischen Signatur *verwunschener Orte* zu fragen.⁸

4 Vgl. etwa Gottfried Gabriel: Definition. In: Jürgen Mittelstraß (Hg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Stuttgart 2005, Bd. 2, S. 137–139; Tadeusz Pawłowski: Begriffsbildung und Definition. Berlin 1980.

5 Dazu etwa die einschlägigen Arbeiten Hans Blumenbergs oder den erwähnten Sammelband von Danneberg et al. (vgl. Anm. 1).

6 Peter Auer und Harald Baßler: Der Stil der Wissenschaft. In: dies. (Hg.): Reden und Schreiben in der Wissenschaft, Frankfurt a. M. 2007, S. 9–30, v. a. S. 13 ff.

7 *Pars pro toto* drei neuere Übersichtsdarstellungen: Kathrin Winkler et al.: Die Literaturwissenschaften im spatial turn. Versuch einer Positionsbestimmung. In: JLT 6 (2012), 1, S. 253–269; Eckhard Lobsien, Literatur und Raumbegriff. In: PhR 60 (2013), S. 157–174; Sylvia Sasse: Raum: poetisch (Topographien und Chronotopoi). In: Stephan Günzel (Hg.), Lexikon Raumwissenschaften. Stuttgart 2010, S. 294–308. Zum Raumproblem in der Literatur der deutschsprachigen Schweiz insb.: Dariusz Komorowski (Hg.): Jenseits von Frisch und Dürrenmatt: Raumgestaltung in der gegenwärtigen Deutschschweizer Literatur. Würzburg 2009.

8 Wenn wir richtig sehen, hat das vielfältig in Anschlag gebrachte Stichwort bis-

Dass diese Fügung einen gewissen Typus von Raum, von Raum-erfahrung und -darstellung, bezeichnet, und zwar ebenso im wissenschaftlichen wie im nichtwissenschaftlichen Diskurs, steht außer Frage. Die Rede von verwunschenen Orten ist etabliert und erfreut sich einiger Beliebtheit.⁹ Alles andere als klar ist aber, *welche* Orte und *welche* Formen von Raumdarstellung und -erfahrung die adjektivische Bestimmung »verwunschen« eigentlich bezeichnen soll. Die Formel scheint in genau jenes assoziativ-evokative Sprachregister zu gehören, das im wissenschaftlichen Diskurs gleichermaßen legitim und leistungsfähig wie prekär ist. Was nun ausdrücklich *nicht* angestrebt wird, ist die Ausarbeitung einer Theorie des verwunschenen Orts, die diesen Namen verdient, die am Ende gar den Standards der Definitionslehre genüge. Das Ziel besteht vielmehr darin, die zuhandene Fügung auf ihre faktischen und möglichen Verwendungsweisen hin zu überprüfen – in der Annahme, dass sie eine bestimmte Qualität einfängt, die so besonders prägnant zum Ausdruck gebracht werden kann. Grundlegend für die Rede von verwunschenen Orten scheint zu sein, dass es sich bei ihr um eine sekundäre adjektivische oder prädikative Zuschreibung handelt, die zu einer primären Identität hinzutritt: Ein Ort ist als dieser Ort verwunschen; Verwunschenheit erscheint als eine Qualität, die flexibel auf Raumphänomene verschiedenster Art appliziert werden kann.

Wie aber wäre diese Qualität in aller Vorläufigkeit zu fassen? Die Minimalbestimmung, die uns zentral scheint, kann an ein maßgebliches Referenzmedium anschließen: Dem aktuellen *Duden* gemäß bedeutet »verwunschen« »unter der Wirkung eines Zaubers stehend; verzaubert«; als Beispiele werden der verwunschene »Prinz« und der verwunschene »Wald« genannt.¹⁰ Worauf das Wörterbuch keinen ausdrücklichen Hinweis gibt, ist die fundamentale Doppelgesichtigkeit, die in der genannten Grundbedeutung steckt.¹¹ Im Fall des Prinzen, der in einen Frosch verzaubert wird, ist die Verwünschung (wenigstens für den Betroffenen) sicher eine negative – der Zauber(er)

lang noch keine nennenswerte reflexive Entfaltung erfahren. Interessanterweise hat es aber selbst der »Ort« nicht zu einem eigenständigen Lemma im Register von Günzels hilfreichen *Lexikon Raumwissenschaften* gebracht.

9 Dies zeigt bereits eine kurze Stichprobe am verfügbarem Sprachmaterial (etwa dem Datenpool von *Google Books*).

10 Vgl. <http://www.duden.de/rechtschreibung/verwunschen> (28.4.2014).

11 Man vergleiche im Gegenzug die Exempla des *Deutschen Wörterbuchs von Jacob und Wilhelm Grimm* in den Artikeln »verwünschen« und »verwünschung«. Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Leipzig 1854–1961. Online: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/> (28.4.2014).

ein »böser«. Die positive Seite zeigte sich dagegen, um im Umfeld des Märchens zu bleiben, am Beispiel des Tieres, das durch einen Zauber zu sprechen beginnt. Im Exempel des Waldes scheint die Ambivalenz, auf die es hier ankommt, jedoch deutlich wahrnehmbar zu sein. Denn der verwunschene Wald ist sicher beides zugleich: attraktiv, zu Spaziergang und Abenteuern fern der Zivilisation einladend, aber auch bedrohlich, feindlich, den arglosen Wanderer auf Abwege führend ... Was für das räumliche Duden-Beispiel des Waldes gilt, sehen wir als zentrale Signatur des verwunschenen Ortes an sich: Der Zauber, der über ihm liegt, ist kein reiner – gut *oder* böse –, das *Erwünschte* und das *Verwünschte* sind hier kopräsent, in welcher Gestalt und Mischung auch immer. Die grundlegend ambivalente Besetzung des deutschsprachigen »verwunschenen Orts« erhellt auch ein Seitenblick auf andere Sprachen: Was im Englischen, aber auch im Französischen auseinander tritt – *haunted vs. enchanted place; lieu enchanté vs. lieu hanté* –, bildet im Deutschen eine spannungsvolle Einheit.

Diese basale Doppelgesichtigkeit kehrt denn auch wieder im Untertitel unseres Bandes. In Aufnahme zweier kulturgeschichtlich prominenter Extremkoordinaten sprechen wir von »Raumfiktionen zwischen Paradies und Hölle«. Und entscheidend ist hier ein bestimmtes Verständnis des »zwischen«: Jene Orte, die tentativ als verwunschene angesprochen werden sollen, kommen dann in den Blick, wenn das Spektrum, das zwischen Paradies und Hölle aufgespannt ist, nicht (wie klassisch bei Dante) *verschiedene* Raumeinheiten bezeichnet, sondern *eine und dieselbe* – wenn das Positiv-Paradisische und das Höllisch-Negative als Differenz eine Einheit bilden. Insofern sich das Doppelgesicht des Verwunschenen einmal mehr von dieser, einmal mehr von jener Seite zeigt, gewinnt die Raumkategorie »verwunschener Ort« zugleich eine signifikante Zeitdimension.

Diese Bestimmung lässt zweifellos sehr viel offen, an erster Stelle die entscheidende Folgefrage, *für wen* sich ein Ort in dieser Weise präsentiert, wer ihm aufgrund welcher Hintergründe diese dynamisch-widerstrebigkeit Qualität zuschreibt. Es stellt sich, näher betrachtet, also auch die Frage, wo innerhalb des Ereignisses literarischer Kommunikation die Rede von verwunschenen Orten primär oder auch »normalerweise« ins Spiel kommt oder kommen könnte – etwa wenn man diese Kommunikation anhand der drei Instanzen Autor-Text-Leser modelliert.¹² Eine primär textanalytisch orientierte Rede von

12 Zu dieser Trias exemplarisch etwa Oliver Jahraus: Literaturtheorie. Tübingen 2004, S. 234–239. Jahraus spricht unter Einschluss des Kontext-Aspekts von

verwunschenen Orten wird sicher auf anderes aufmerksam sein als eine, die intratextuelle Gegebenheiten in welcher Weise auch immer bezieht auf die Instanz des Autors und/oder des Lesers. Offen ist die genannte Bestimmung aber auch in einer zweiten Hinsicht. Solche Rede von verwunschenen Orten spannt einen weiten Fragehorizont auf, der etablierte diskursstrukturierende Grenzen der Literaturwissenschaft wenigstens im Prinzip überschreitet (etwa die epochale, generische oder nationalliterarische Ordnung), der darüber hinaus aber auch nicht beschränkt ist auf das Medium der Literatur. Zweifellos ließe sich das Phänomen des verwunschenen Orts auch in einem weiteren intermedialen Horizont bearbeiten oder aber im engeren eines Gattungsproblems, gibt es doch Textsorten, die stärker als andere mit Raumphänomenen der verwunschenen Art verknüpft sind. (Man denke an das bereits erwähnte Märchen oder an die Utopie.)¹³ Gegen eine derartige Konzentration spricht allerdings der Umstand, dass der etablierte (wissenschaftliche) Sprachgebrauch weiter reicht, dass der Reiz des Fragehorizonts gerade darin liegt, sowohl transgenerische als auch transhistorisch virulente »Intensitätsräume«¹⁴ in den Blick zu nehmen. Dass das herangezogene Quellenmaterial in erster Linie der neueren Literatur der deutschsprachigen Schweiz entstammt, verdankt sich somit nicht einem sachlichen Grund, sondern allein dem Kontext der Veranstaltung im Hintergrund.

Zum Profil des Bandes gehört aber zugleich seine offene Anlage. Es lag in der Autonomie der BeiträgerInnen, ob und wie sie sich auf die Grösse »verwunschener Ort« beziehen wollten. So kommt es, dass nur einige, nicht aber alle hier versammelten Texte sie aufnehmen, um sich mehr oder weniger an ihr abzuarbeiten. Es liegen aber doch hinreichend viele Bezugnahmen vor, sodass einleitend einige weitere Erwägungen zu Verständnisoptionen und -problemen der Formel angestellt werden können. Konkret sind dabei vier Schritte zu gehen: Zur ersten Annäherung liegt es nahe, bei den Beispielen anzusetzen, die in den verschiedenen Beiträgen genannt werden (2.). Ein Beispielort, der besonders nachdrücklich als verwunschener bezeich-

einem »Navigationskreuz«, welches erlaubt Theorie- und Methodenoptionen in einem eigentlichen Sinn zu kartieren (vgl. ebd., S. 237).

13 Kritisch zur Intuition dieser Affinität der Beitrag Jürgen Fohrmanns im vorliegenden Band.

14 Brigitte Krüger: Intensitätsräume. Die Kartierung des Raumes im utopischen Diskurs der Postmoderne: Christian Krachts »Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten«. In: Gertrud Lehnert (Hg.): Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung. Bielefeld 2011, S. 259-275.

net wird, ist dann näher zu betrachten (3.). Das Nachdenken über die Beispiele, ihre Nähen und ihre Differenzen, führt natürlicherweise in den abstrakten Bereich der theoretischen Bezugsgrößen, die in den Zuschreibungen der Prädikation jeweils im Spiel sind. Fällig sind also einige Erwägungen zu den impliziten und expliziten Bestimmungen der in Frage stehenden Kategorie (4.), die in eine vorläufige Bilanz münden (5.). Ein letzter Abschnitt gibt schließlich jenseits der Leitkategorie des verwunschenen Ortes einige zusammenfassende Hinweise zu den einzelnen Beiträgen (6.).

In der Begrifflichkeit der eingangs erwähnten wissenschaftstheoretischen Definitionslehre ließe sich sagen, dass die vorliegende Einleitung, *en gros*, eine *lexikalische Untersuchung* der Rede von verwunschenen Orten unternimmt, nicht aber eine *Explikation*. Sie fragt in erster Linie beschreibend nach den Gebrauchsweisen und Bestimmungen der Formel, ohne auf dieser Grundlage eine prospektiv-normative Sprachregulierung vorzuschlagen.¹⁵ Diese lexikalische Untersuchung ist aber in doppelter Hinsicht rudimentär. Einerseits beschränken sich die angestellten Erwägungen nahezu ausschließlich auf das hier im Band vorliegende Quellenmaterial; andererseits können nicht einmal die begriffspragmatischen, literaturtheoretischen und interpretationspraktischen Kontexte dieses Materials im Detail diskutiert werden. Erst eine Aufhebung dieser doppelten Beschränkung könnte zu einer nachdrücklich vertretenen Explikation führen, zu einer ausgearbeiteten Theorie des verwunschenen Orts.

2. Gärten, Hotels, Bibliotheken, Inseln Der verwunschene Ort am Leitfaden des Beispiels

Fragt man Freunde nach Orten, die sie intuitiv als – potentiell – »verwunschen« wahrnehmen, verweisen nicht wenige an erster Stelle auf einen Typus des *Gartens*, eben: den »verwunschenen Garten«, wie er etwa im Märchen begegnet. Geht man aus vom linguistischen Befund, so ist diese Fügung vielleicht die prominenteste Konkretion des Abstraktums. Eine weitere Antwort in jener Ad-hoc-Umfrage lautet dann: das verwunschene *Haus* oder *Schloss*. Hier scheint aber, fragt man genauer nach, bereits eine Bedeutungsverschiebung im Spiel zu sein: Das verwunschene Haus/Schloss steht dem Geisterhaus/Geisterschloss nahe, in dem »es spukt«. Die Verwunschenheit des

¹⁵ Vgl. Pawłowski, Begriffsbildung, S. 18 ff.

Gartens ist dagegen eine andere, offenere (und entsprechend kennt das Deutsche ja auch nicht die analoge Rede von einem »Geistergarten«). Weitere wiederkehrende Antworten lauten: dieses oder jenes *Tal*, dieser oder jener *Friedhof* (die erste näher am Garten, die zweite in der Mitte zwischen Garten und Gespenstern). Damit scheinen die einschlägigen Beispiele aber bereits genannt – so geläufig die Rede von verwunschenen Orten ist, so überschaubar die Reihe der konkreten Exempla. Dass dem so ist, kann man sich auch klarmachen durch die Gegenprobe: »*Falsche*« Beispiele – etwa die verwunschenen *Garage* oder das verwunschene *Büro* – sind leicht verfügbar. Charakteristisch scheint darüber hinaus zu sein, dass die Basisdifferenz real/fiktiv bei diesem Stichwort mit besonderen Leichtigkeit überspielt wird; der verwunschene Ort ist in beiden Welten zuhause.

Welche Beispiele, welche »ostensiven« oder »Hinweisdefinitionen«, ¹⁶ werden aber gegeben, wenn man LiteraturwissenschaftlerInnen die gleiche Frage stellt – etwa im Rahmen einer Sommerakademie zur neueren Literatur der deutschsprachigen Schweiz? Welche *literarischen* Orte werden von ihnen durch die adjektivische Bestimmung »verwunschen« aus einem größeren Raumkontinuum ausgegrenzt? Hier eine Sammlung auf der Grundlage vorliegender Aufsätze:

- das Hotel in den Urner Alpen in Otto F. Walters *Das Staunen des Nachtwandlers am Ende der Nacht* (Müller);
- die Barbarswila vorgelagerte Insel in Gerold Späths Barbarswila-Romanen (Müller);
- der Ruinen-Palast in Eichendorffs *Das Marmorbild* (Fohrmann);
- die Bibliothek (nicht eine bestimmte, sondern der Kultort an sich; Wieland);
- ein Ort, »an dem es spukt« (Wieland);
- die Wirtschaft »Paradiesgärtlein« in Kellers *Romeo und Julia auf dem Dorfe* (Müller);
- die Zürcher Langstrasse bzw. ein im Zuge des dort Flanierens erlebter südlicher Imaginationsraum in Gertrud Leuteneggers Roman *Vorabend* (Zingg);
- die Replik eines historischen Vogelfangturms in Leuteneggers Roman *Matutin* (Zingg);
- »Das Verwunschene hat in *Vorabend* keinen festen Ort. Es ist die Summe oft recht disparater Suchbewegungen, welche die Erzählerin in immer neue Richtungen lenkt.« (Zingg)

16 Gabriel, Definition, S. 441.

Nicht weniger von Interesse als diese positiven Zuschreibungen, sind die Orte, die nach Auffassung der Autoren ausdrücklich *nicht* als verwunschene zu bezeichnen sind: nämlich Kellers Seldwyla bzw., konkreter noch, das »malerische Rebhäuschen, in das sich der Liebesbriefschreiber Heinrich in *Die missbrauchten Liebesbriefe* zurückzieht« (Müller)¹⁷ und, global, die Räume der literarischen Utopie und des empfindsamen Romans (Fohrmann).

Was die Beispielreihe deutlich macht, ist zunächst das weite Spektrum an Orten, die als verwunschene angesprochen werden. Die Phänomenologie, die an ihr abzulesen ist, liegt quer zu einigen basalen Aspekten, anhand welcher Räume/Raumeinheiten üblicherweise qualifiziert werden (etwa die Differenz Innen- vs. Außenraum, privater vs. öffentlicher Raum, natürlicher vs. kultureller Raum, urbaner vs. ländlicher Raum). Ein zweiter Punkt, der ins Auge springt, sind die unterschiedlichen Beispieltypen. Die Reihe umfasst sowohl konkret-individuelle Beispiele (etwa jenes bestimmte Hotel in den Urner Alpen) als auch allgemeine Terme, unter denen die konkreten Räume subsumiert werden (positiv etwa die Bibliothek oder der Ort, an dem es spukt; negativ die literarische Utopie). Daraus ergibt sich eine signifikante Spannung: Nicht jedes Wirtshaus sei ein verwunschener Ort, wohl aber das »Paradiesgärtlein«; im Gegenzug dazu sei jede Bibliothek qua ihres Bibliothek-Seins ein verwunschener Ort. Wie verhalten sich diese Verwunschenheiten zueinander? In welcher Weise basieren sie – unterschiedlich – auf der Lokalität im engeren Sinn, d.h. auf dem Schauplatz unabhängig von Akteuren, die ihn bespielen? Schließlich weist die Reihe noch einen interessanten Ausbrecher auf: Im Gegenzug zum deutlichen Konsens, dass verwunschene Orte in erzählten Welten dingfest zu machen sind – sei es auf abstrakter oder konkreter Ebene –, wird im Blick auf einen bestimmten Roman (Gertrud Leuteneggers *Vorabend*, 1975) eine Ortlosigkeit der Verwunschenen behauptet. Hier zeigt sich offenkundig ein alternatives Verständnis des Begriffs, ein radikalisiertes Konzept des Verwunschenen, das weniger die Dimension der Geschichte in den Fokus rückt, das Erzählte, als die Diskursdimension, das Erzählen.

Der präsentierte Beispielkatalog unterschlägt durch seine Gestalt allerdings einen Umstand, der für die Rede von verwunschenen Orten gerade charakteristisch sein dürfte: Die Nennung der Exempla,

17 Müller, Von Seldwyla nach Barbarswila (in diesem Band), S. 77–98, S. 84.

insbesondere der positiv identifizierenden, verbindet sich oft mit einer Rhetorik der Relativierung. Die Zuschreibung wird mit einiger Zurückhaltung vorgenommen. Die Autoren sprechen etwa davon, dass ein Ort »gleichsam« zu einem verwunschenen erklärt oder »in eine Art verwunschenen Ort« verwandelt werde; sie erwähnen »ein gewisse[s] Mass von Verwunschenheit« (was, nebenbei bemerkt, die Annahme einer Graduierbarkeit des Prädikats einschließt).

Die Ursache dieser Zurückhaltung ist leicht auszumachen. Die Zuschreibung der in Frage stehenden Eigenschaft erfolgt – wenn man denn diese Grundunterscheidung als pragmatisch zu justierende akzeptiert – in der luftigen Sphäre der *Textinterpretation*, nicht aber in der bodennahen der *Textanalyse*.¹⁸ Der Interpret exponiert sich ungleich stärker, da seine Aussagen nur mittelbar an konkreten Textphänomenen ausweisbar sind. Wenn das an die Hand gegebene Interpretament – der verwunschene Ort – dann noch ein schwach konturiertes und also selbst zu konturierendes ist, überrascht der zurückhaltenden Gestus in keiner Weise. Eben deshalb muss aber auch ein Beispiel auffallen, das gerade die gegenteilige rhetorische Einbettung zeigt.

3. »Ein geradezu prototypischer verwunschener Ort«: Kellers Paradiesgärtlein

Dominik Müller nimmt in seiner Untersuchung werkübergreifender poetischer Topographien in der neueren deutschsprachigen Literatur der Schweiz differenziert Bezug auf die Leitvokabel des verwunschenen Orts. Er erwägt verschiedene Beispiele und Kriterien, die eine derartige Zuschreibung plausibilisieren können und erprobt die alternative Rede von »verwünschten Orten«.¹⁹ Auch Müller behandelt die Formel also mit einiger Zurückhaltung – ausser eben in einem Fall, der mit besonderem Nachdruck identifiziert wird: »Ein geradezu prototypischer verwunschener Ort ist [...] das ›Paradiesgärtlein‹, ein freistehendes Wirtshaus, in dem die Liebenden in *Romeo und Julia*

¹⁸ Zu dieser Differenz, ihrer Leistung und ihren Problemen: Carlos Spoerhase: Strukturalismus und Hermeneutik. Über einige Schwierigkeiten strukturaler Verfahren im Spannungsfeld von Textanalyse und Interpretation. In: Hans-Harald Müller et al. (Hg.): Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910-1975. Göttingen 2010, S. 13-38; Jahraus, Literaturtheorie, S. 338-361.

¹⁹ Müller, Von Seldwyla nach Barbarswila, S. 80.

auf dem Dorfe in einer ausgelassenen Gesellschaft von Randexistenzen tanzen, bevor sie sich das Leben nehmen.«²⁰

Wir nehmen diese dezidierte Identifizierung zum Anlass, das Beispiel etwas genauerer Betrachtung zu unterziehen, wobei beides von Interesse sein wird: wie sich jenes Paradiesgärtlein als Schauplatz innerhalb Kellers Novelle im Einzelnen präsentiert und aufgrund welcher Kriterien Müller für seine exemplarische Stellung argumentiert. – Die betreffende Passage lautet folgendermaßen:

»Du sollst einmal tanzen, ich habe Dir darum Schuhe gebracht! Wir wollen gehen, wo das arme Volk sich lustig macht, zu dem wir jetzt auch gehören, da werden sie uns nicht verachten; im Paradiesgärtchen wird jedesmal auch getanzt, wenn hier Kirchweih ist, da es in die Kirchgemeinde gehört, und dorthin wollen wir gehen, dort kannst Du zur Not auch übernachten.« Vrenchen schauerte zusammen bei dem Gedanken, nun zum ersten Mal an einem unbekannten Ort zu schlafen; doch folgte es willenslos seinem Führer, der jetzt alles war, was es in der Welt hatte. Das Paradiesgärtlein war ein schöngelegenes Wirtshaus an einer einsamen Berghalde, das weit über das Land weg sah, in welchem aber an solchen Vergnügungstagen nur das ärmere Volk, die Kinder der ganz kleinen Bauern und Tagelöhner und sogar mancherlei fahrendes Gesinde verkehrte. Vor hundert Jahren war es als ein kleines Landhaus von einem reichen Sonderling gebaut worden, nach welchem Niemand mehr da wohnen mochte, und da der Platz sonst zu nichts zu gebrauchen war, so geriet der wunderliche Landsitz in Verfall und zuletzt in die Hände eines Wirtes, der da sein Wesen trieb. Der Name und die demselben entsprechende Bauart waren aber dem Hause geblieben. Es bestand nur aus einem Erdgeschoß, über welchem ein offener Estrich gebaut war, dessen Dach an den vier Ecken von Bildern aus Sandstein getragen wurde, so die vier Erzengel vorstellten und gänzlich verwittert waren. Auf dem Gesimse des Daches saßen ringsherum kleine musizierende Engel mit dicken Köpfen und Bäuchen, den Triangel, die Geige, die Flöte, Zimbel und Tamburin spielend, ebenfalls aus Sandstein, und die Instrumente waren ursprünglich vergoldet gewesen. Die Decke inwendig sowie die Brustwehr des Estrichs und das übrige Gemäuer des Hauses waren mit verwaschenen Freskomalereien bedeckt, welche lustige Engelscharen sowie singende und tanzende Heilige darstell-

²⁰ Ebd., S. 84.

ten. Aber alles war verwischt und undeutlich wie ein Traum und überdies reichlich mit Weinreben übersponnen, und blaue reifende Trauben hingen überall in dem Laube. Um das Haus herum standen verwilderte Kastanienbäume, und knorrige starke Rosenbüsche, auf eigene Hand fortlebend, wuchsen da und dort so wild herum wie anderswo die Hollunderbäume. Der Estrich diente zum Tanzsaal; als Sali mit Vrenchen daher kam, sahen sie schon von weitem die Paare unter dem offenen Dache sich drehen, und rund um das Haus zechten und lärmten eine Menge lustiger Gäste.²¹

Was zeichnet diesen Ort aus? Welche Eigenschaften ließen sich akzentuieren, wollte man für seine Verwunschenheit argumentieren? – Zunächst ist das Paradiesgärtlein gleich in mehrfacher Hinsicht »außen vor«: Es liegt geographisch »an einer einsamen Berghalde«; es verdankt sich baugeschichtlich der Initiative eines »reichen Sonderlings« – wovon eine extravagante Architektur zeugt –; es ist als solches der Treffpunkt des »ärmere[n] Volk[es]«, des »Hudelvölkchens« (134), wie es in einem späteren Abschnitt heißt. Außen vor liegt der Schauplatz aber auch in zeitlichen Hinsicht: Nur wenn im Dorf Kirchweih ist, wird zum Tanz aufgespielt, und nur deshalb begeben sich die Liebenden auch hierher. Damit wird aber ein weiterer Kontrast gesetzt: Die Entscheidung für das Paradiesgärtlein verdankt sich der Entscheidung gegen das »gute« Wirtshaus, wo gleichfalls getanzt wird, wo die beiden, da man sie kennt, nach Salis Auffassung aber »wenig Freude« (132) haben würden.

Von dieser mehrfachen Exteriorität abgesehen muss auffallen, dass die räumlichen Gegebenheiten selbst ausgesprochen differenziert geschildert werden; der Erzähler investiert einiges in ihre Darstellung, sicher mehr als die überhitzt Tanzenden wahrnehmen, insbesondere die beiden Liebenden. (Der Erzähler, nicht die Figuren, sieht die Ausstattung als »verwischt und undeutlich wie ein Traum«.) Unabhängig von den Details, die hier, mit dem Namen »Paradiesgärtlein« beginnend, im Einzelnen zu diskutieren wären,²² ist auf jeden Fall deutlich, wie der Ort wesentlich über seine *Verfallenheit* bestimmt wird. Der

21 Gottfried Keller, Romeo und Julia auf dem Dorfe. In: ders., Die Leute von Seldwyla. Hg. v. Thomas Böning. Frankfurt a.M. 2006, S. 69–144, S. 132 f. Zur Novelle einleitend: Thomas Söder: Gottfried Keller. Romeo und Julia auf dem Dorfe. Die Novelle. In: ders., Studien zur deutschen Literatur: werkimmanente Interpretationen zentraler Texte der deutschen Literaturgeschichte, Münster 2008, S. 104–142.

22 Vgl. die Hinweise im Stellenkommentar der genannten Ausgabe, S. 709 ff.

extravagante Bau und die Dekorationen befinden sich in einem heruntergekommenen Zustand; der vielfältig codierte Kulturraum wird von der Natur partiell übernommen.

Seine Eigentümlichkeit gewinnt das Paradiesgärtlein aber fraglos durch die spezifische (Um-)Nutzung, durch die Funktion, der er zugeführt wird – und zwar ebenso vom anonymen Hintergrundvolk, wie von den Protagonisten: Der Schauplatz wird eingeführt als Alternative zur bürgerlichen Seldwyler Mehrheitsgesellschaft, als Territorium einer (noch einmal binnendifferenzierten) Unterschicht, die hier zu feiern pflegt. Das Paar, dem die Erzählung gilt, wird durch seine Liebe dem eigenen Herkunftsmilieu entfremdet, ohne dass es stattdessen zu dieser Gegengesellschaft gehören würde. Vielmehr kommt es zum ersten und letzten Mal an diesen Ort. Die doppelte Fremdheit des Paares wird aber noch überboten durch die Annäherung an eine Gruppe, die sich von der Kundschaft des Paradiesgärtleins ihrerseits abhebt: die wilde Entourage des schwarzen Geigers. Wie ambivalent diese Annäherung ist, wird überdeutlich: Der anfängliche Schrecken über die Anwesenheit des Geigers, zu dessen Musik Vrenchen und Sali unwissentlich getanzt hatten, wird abgelöst durch die Freude, »hier«, am »fremden«, aber gesuchten »Ort«, »einen Bekannten zu haben und gewissermaßen unter dem besonderen Schutze des Geigers zu stehen« (134) – auch wenn der Raum im Raum, das »Liebeshaus« aus Lebkuchen, das Sali Vrenchen schenkt (129f.) und ihr die Anmutung einer »heiligen Kirchenpatronin« gibt, »welche das Modell eines Domes oder Klosters auf der Hand hält«, durch den Tanz »zerdrückt und zerbrochen« wird (133). Die unordentliche »Hochzeit« unter der Leitung des Geigers erdulden die beiden mehr als sie sie genießen (139), und schließlich bleiben sie, ausgerechnet durch fingierte Küsse, hinter der Gruppe zurück, um »diesen« zu »entfliehen« – und endlich, durch Freitod, »[sich] selbst« (140).

Diese kommentierende Paraphrase macht wohl hinreichend deutlich, dass sich einer Interpretation, die auf die Bilanz »Das Paradiesgärtlein ist ein prototypischer verwunschener Ort« aus ist, viele Ansatzpunkte bieten. Im Interesse an einer trennscharfen Bestimmung sind es vielleicht sogar *zu* viele, da insbesondere die geschilderten Beziehungen von Raum und Figurenhandlung zwangsläufig die Frage aufbrechen lassen, wie sie zueinander ins Verhältnis zu setzen sind, welche Aspekte man im Sinne eines primären Definiens privilegiert, welche anderen man dagegen für sekundär erklärt: Soll das »wunderliche« (132) Paradiesgärtlein etwa allein aufgrund seiner Baugeschichte bzw. seines gegenwärtigen Zustands als verwunschen gelten (akzentuiert

man die äußerliche Verbindung Verfallenheit/Verwunschenheit)?²³ Oder ist das Wirtshaus allein dann verwunschen, wenn es anlässlich der Kirchweih zum Schauplatz wilder Feste wird? Sind gleichsam die Feste die Verwünschung? Oder ist die festliche Ausnahmezeit des Orts, nur dann eine verwunschene, wenn zwei unschuldige Liebende, die nicht hierher gehören, anwesend sind – erstmals? Oder soll sich die Prädikation auf jene komplexere Figurenkonstellation berufen, die wesentlich auch den schwarzen Geiger einschließt? Hängt das Verwunschene des Orts an dessen Musik, als Hochzeitsmusik, die ebenso eine fragwürdige Realisierung wie eine unwiderrufliche Entbürgerlichung ihrer Liebe bedeutet? Ist das Paradiesgärtlein allein deshalb verwunschen zu nennen, weil es in der *mise en abîme* des zerbrechenden »Liebeshauses« das »Brautbett« (143) des Heuschiffes präludiert, mittels dessen die beiden Verwilderten schließlich ins Wasser gehen? Steht und fällt die Zuschreibung von Verwunschenheit entsprechend mit einer spezifischen Bewegungslogik, nämlich der Unmöglichkeit einer Rückkehr?

Welche Gesichtspunkte sind nun für Müllers Argumentation ausschlaggebend? So entschieden seine Identifizierung auch erfolgt, vieles von dem, was hier *ad hoc* angedeutet wurde, ist für diese bestenfalls sekundär. Die entscheidenden Sätze: »Es [das Paradiesgärtlein] ist ein Gegenort zum Gegenort Seldwyla. Er fällt trotzdem nicht mit der ›normalen‹ Welt zusammen, sondern ist von dieser doppelt entfernt und lässt die Liebenden ihre Sehnsucht nach bürgerlicher Normalität umso deutlicher spürbar werden.«²⁴ Müller verweist zunächst auf eine räumliche Oppositionsbildung, die noch ganz ohne die Qualität des Verwunschenen auskommt. Das Paradiesgärtlein ist in erster Instanz ein »Gegenort«, ein Ort, der seine Identität bezieht aus der Differenz zum Hauptort des Novellenzyklus. Dieser Gegenort wird in einem zweiten Schritt spezifiziert als verwunschener. Müller zieht, wie andere Autoren auch (s.u.), gut philologisch die im Begriff angelegte Semantik als Definiens heran: den Wunsch, die »Sehnsucht«. Subjekt dieses Wunsches sind die unglücklich Liebenden. Allein durch ihre

23 Verfallenheit zum Kriterium von Verwunschenheit zu machen, scheint auch jenseits literarischer Zusammenhänge verbreitet zu sein. Der Photograph David Pinzer etwa führt seinen »Verwunschene Orte«-Kalender 2014 folgendermaßen ein: »Die Motive zeigen eine Auswahl meiner ›Verfall‹-Bilder: Verlassene Schlösser, verwaiste Theater oder einst glamouröse Ballsäle aus ganz Europa.« Vgl. <http://www.david-pinzer.de/verwunschene-orte-kalender-2014/> (28. 4. 2014). Wie erwähnt, kommt aber auch die Ruine als verwunschener Ort in den Blick (Beitrag Fohrmann).

24 Müller, Von Seldwyla nach Barbarswila, S. 84.

emotionale Disposition erscheint das Paradiesgärtlein als verwunschen, als genau jener Gegenort nämlich, an dem ihre Liebe, die in der ersehnten »bürgerlichen Normalität« unmöglich ist, unsanktioniert gelebt werden kann. Verwunschenheit ist damit – als zwiespältige ›Rückseite‹ eines Wunsches – primär eine Erfahrungsqualität, ein starker affektiver Bezug, der jedoch nicht von der aufwändig geschilderten räumlichen Verfasstheit des Orts abhängt.

4. Zwischen Beispiel und theoretischer Fassung

Das diskutierte Beispiel führt direkt in abstraktere Problemlagen, die sich einstellen, denkt man nach über Optionen einer reflexiven Schärfung der bloß evokativen Rede von verwunschenen Orten. Müllers Auslegung lässt über die Wahl einer Argumentationslinie hinaus nach ihrer näheren Entfaltung fragen. Die wesentliche Folge der Entscheidung, das Verwunschene des Orts auf Wünsche zurückzuführen, liegt darin, dass sie ein Handlungsschema aufruft, eine Subjekt-Objekt-Struktur, innerhalb derer der Aktzusammenhang des Wunsches situiert ist. Dabei scheint es wiederum plausibel, diesen Zusammenhang, wie Müller, innerfiktional anzusetzen. Bezieht er sich auf die Protagonisten als (Kollektiv-)Subjekt des Wunsches – und damit eben auch des »Ver-Wunsches« –, so sind sie hier zugleich auch dessen (Kollektiv-)Objekt. Eine andere Variante, vermutlich gar die klassischere, liegt darin, einen Ort nicht (das Positive privilegierend) für *sich* zu verwünschen, sondern (das Negative privilegierend) für *andere*. In der Kasperli-Welt etwa verwünscht (verzaubert) der Zauberer Knurrunkulus den Weiher im Schlosspark, um die Kinder des Königs Ratata, wenn sie hineinblicken, in Tiere zu verwandeln.²⁵ Das Märchenbeispiel ist erhellend, wirft es doch in der Zusammenschau mit dem des Paradiesgärtleins, unabweisbar die Frage nach dem Verständnis des Wünschens auf. Hier stehen sich zumindest zwei Ausprägungen gegenüber: ein weiteres und ein engeres. Das weite Verständnis bezieht sich – wie Müller in der Auslegung der Keller-Novelle – auf die implizite figurenpsychologische Dimension. Das engere Verständnis, schließt (darüber hinaus) eine handlungspraktische Wunschszene/Verwünschungsszene ein, einen deklarativen Sprechakt, der dann allenfalls wieder implizit bleibt (so wird etwa

²⁵ Vgl. De verzaubert Spiegelweiher. In: S'Häxegärtli (Kasperlitheater, Nr. 1), mit Jörg Schneider, Ines Torelli und Paul Bühlmann. Zürich 1976.

auch beim erwähnten Kasperli-Stück die Verwünschung des Weihers als Faktum eingeführt, nicht aber als Vollzug dargestellt).²⁶

Allgemeiner gefasst: Die Interpretationsoption, die auf die Wunschsemantik abstellt, wirft besonders deutlich die Frage auf, ob und wie zwingend man das in Frage stehende Prädikat auch mit einem Zeitindex versieht, mit einem *Transformationseignis*, das den *unverwunschenen* Ort so oder anders zu einem verwunschenen macht. Und mit Blick auf das Paradiesgärtlein ist sofort festzuhalten: Diese Transformation schließt nicht zwingend eine subjekthafte Instanz ein (etwa einen Zauberer Knurrunkulus); wie das Beispiel zeigt, sorgt auch der natürliche Verfall eines Gebäudes für eine latente Verwunschenheit, nicht anders als eine allmähliche Rückeroberung durch die Natur. – Ein kurzer Blick auf einige weitere Beiträge macht nun aber deutlich, dass die Formel auch in recht anderer Weise aufgenommen und konzeptuell entfaltet werden kann.

Die ausführlichste theoretische Bestimmung des verwunschenen Orts findet sich im Beitrag *Magnus Wielands*. Sein Verständnisangebot lautet: Verwunschen sei ein Ort, »der von einer höheren energetischen Sphäre durchdrungen ist, an den sich Ängste, Wünsche oder Erinnerungen binden, an dem Gegenwärtiges und Vergangenes, Fiktives und Reales, Sinnliches und Übersinnliches auf intrikate Weise kopräsent sind«.²⁷ Diese grosszügige Reihung von Definienda muss Folgefragen wecken in Hinsicht auf die praktische Applikation der Bestimmung. Wie verhält es sich mit dem Zusammenhang und der allfälligen Hierarchie der genannten Aspekte? (Man denke etwa an die aussagelogische Unterscheidung notwendiger und hinreichender Bedingungen.) Die genannte Bestimmung lässt aber auch fragen, ob auf dieser Grundlage nicht vielleicht *zuviel* verwunschen wird, dass – anders gesagt –, die wissenschaftspraktische Leistung der sprachlichen Unterscheidung von sachlich Zu-Unterscheidendem zu sehr in den Hintergrund tritt. Wielands Argumentation nimmt Folgefragen dieser Art nicht auf, doch wird sehr deutlich, weshalb er für die zitierte offene Bestimmung optiert: Durch sein Interesse an einem ganz bestimmten verwunschenen Ort erweist sich die komplexe Qualität nicht als vage, sondern als schlüssig. Der Rückbezug der theoretischen Fassung des verwunschenen Ortes zeigt damit aber auch ex-

26 Der Wunsch rückt in diesem Fall nah an den *Zauber*, so auch in einer hypothetisch formulierten Bestimmung Jürgen Fohrmanns (s. u.).

27 Wieland, Bücherspektren (in diesem Band), S. 203–228, S. 205.

emplarisch die Wirksamkeit eines hermeneutischen Zirkels, der hier sicher kein *vitiosus* ist: Die Bestimmung des Allgemeinen ergibt sich aus dem primären Interesse an einem Besonderen.

Der genannten Definition folgt daher ihre beispielhafte Entfaltung, die zwei Orte nuanciert zueinander ins Verhältnis setzt. Das erste Exempel rekurriert auf den Fundus des Topischen: »Ein Ort, an dem es spukt, wäre in dieser Hinsicht *direkt* als verwünschter Ort anzusprechen, weil dieser von Gespenstern heimgesucht wird.« Das zweite Beispiel – die Bibliothek –, folgt nun nicht einfach in Form einer bloßen Reihung auf das erste, sondern wird zu diesem qualitativ ins Verhältnis gesetzt: »Im *übertragenen* Sinn lässt sich auch die Bibliothek als ein ähnliches Geisterreich verstehen, zumal in seinen Räumlichkeiten die Vergangenheit in Form von Büchern mitunter längst verstorbener Autoren latent anwesend ist.«²⁸ Wie immer in Übertragungsprozessen lässt sich fragen, was sich in diesen durchhält, wo die Kontinuitäten liegen, wo aber auch allfällige Diskontinuitäten. Eine Diskontinuität, die im Kontext systematischer Erwägungen von Interesse sein dürfte, scheint die einer zunehmenden räumlichen Spezifizierung zu sein: Orte, die von Geistern heimgesucht werden, mag es viele geben, nicht nur das einschlägige Schloss. In der Übertragung bricht diese offene Pluralität ein auf einen bestimmten Ort, eben: die Bibliothek als Medium der Wissenssammlung und -distribution, als Aufenthaltsort der mit diesen Wissensbeständen verbundenen *Quasi*-Geistern. Von Belang ist diese Spezifikation, weil sie pointiert auf ein bereits gestreiftes Grundproblem der Rede von verwünschten Orten verweist. Die Formel insinuiert eine allgemeine Qualität, die verschiedensten konkreten Orten beigelegt werden kann. Das aber lässt (wie geschehen in Abschnitt 2) fragen nach ihrer Anwendung auf wahrscheinliche oder einschlägige Kandidaten. Wie das Schulbeispiel des verwünschten Gartens zeigt, wird in diesem Fall gerade nicht behauptet, dass jeder Garten ein verwünschter sei. Die Rede verweist vielmehr auf eine Ausprägung neben anderen – auf eben jenen Gartentypus, der (mit George) »königlich ruht« in seiner »verlassenheit«, der »lispelnde bronnen« birgt und »nur selten [...] die tore weit« tut. Wielands Beispiel der Bibliothek verweist dagegen auf einen anderen Typus, der nicht ein potentieller, sondern ungeachtet seiner variabel realisierbaren Grundbestimmung *notwendigerweise* ein verwünschter Ort ist. Wie es Typen von Gärten gibt, gibt es zweifellos auch

28 Ebd., S. 205 (im Original *recte*).

Typen von Bibliotheken; diese bleiben für ihre sekundäre Qualifizierung als verwunschene Orte aber folgenlos. Als Identitätskriterium kommt hier nicht die subjektive Wahrnehmung in den Blick – etwa die Wertung eines Brunnengeräuschs als verwunschen-»lispelnd« –, sondern das mit der institutionellen Funktion notwendigerweise gegebene *factum brutum* einer Sammlung von Büchern (oder anderen Speichermedien) als Repräsentanten abwesender Autoren.

Auch *Jürgen Fohrmann* geht in seinem Rekurs auf die Formel von der Semantik des Wunsches aus – das aber nur, um diesen Zugriff im Interesse seiner eigenen Bezugsgattung nachdrücklich zu verwerfen. Es liege nahe, verwunschene Orte zu verstehen als »durch einen ›Wunsch‹ oder ›Zauber‹ so belegt, dass sie entrückt sind, sowohl ganz wörtlich-lokal als auch in ihrem Bezug auf die Transponierung in einer übernatürlichen Welt, so dass ihnen eine andere, eine magische Qualität anhaftet«. ²⁹ Fohrmann wendet sich dann, auf dieser Linie, aber nicht etwa zeitgenössischen »Fanasy-Entwürfen« und ihren vielfältigen kulturgeschichtlichen Substraten zu, sondern der Utopie. Im weiten Horizont ihrer ideengeschichtlichen Situierung kann er der Rede von verwunschenen Orten schließlich doch einen positiven Sinn zuweisen, freilich einen – gemessen am bisher Diskutierten – sehr stark eingeschränkten. Wie Fohrmann am Beispiel von Eichendorffs *Das Marmorbild* (und konkret dem Ruinen-Palast mit dem Marienbild) ausführt, möchte er die Formel ausschliesslich auf romantische Erzählwelten angewendet wissen. Dabei akzentuiert er nicht nur eine bestimmte Qualität der Raumerfahrung – nämlich die »eigentümliche Ambivalenz«, die die Grenze von realem und imaginiertem Raum auflöst, die den Helden desorganisierende »Übergängigkeit der Räume« ³⁰ –, sondern darüber hinaus ein bestimmtes Verhalten des Protagonisten zu dieser Ambivalenz: ihre Überwindung auf eine neue Ordnung hin, im *Marmorbild* die des Katholizismus. Erst auf diesem Weg kann Fohrmann dann auch zurückhaltend Bezüge herstellen zu den Fantasy-Welten der Nachmoderne.

Noch einmal anders gestaltet sich die Argumentation *Martin Zinggs*. Global betrachtet lässt sich wie bei Wieland beobachten, dass die Texte, die dem Autor konkret vor Augen stehen, auch seine konzeptuellen Erwägungen anleiten. Auf jeden Fall ist Zingg aber der einzige Beiträger, der die an die Hand gegebene Kategorie grundsätzlich in Frage stellt – im Namen von Individualität und Subjektivität: »Ver-

29 Fohrmann, Der Ort der Nicht-Orte (in diesem Band), S. 35–50, S. 35.

30 Ebd., S. 44.

wunschene Orte: Gibt es das überhaupt, dieses Profil, diese Qualität eines Raumes? [I]st dieses allgemein vorstellbar, also unabhängig von der subjektiven Semantisierung, sei es durch die Erzählinstanz oder durch den Leser, die Leserin?»³¹ In diesen Anfragen steckt aber zugleich der Ansatz zu einem Verständnis der Formel, das die Akzente anders legt. Unabhängig von der Bezugsebene ihrer Thematisierung – der intratextuellen oder der textinterpretatorischen – hält Zingg fest:

In den verwunschenen Orten kommen kulturelle Bedeutungszurechnungen und individuelle Erfahrungen und Erfahrungsweisen zusammen und formulieren ein Drittes. Das heißt: ›Verwunschen‹ meint einen Ort in Relation zu anderen Orten und ist folglich eine variable Größe. Dabei bleiben die Orte, egal wie sie im Einzelnen beschaffen sein mögen, an eine bestimmte, eine gemeinsame Perspektivierung gebunden.³²

Wie der eminent subjektive Einschlag dieser Explikation des verwunschenen Orts zur Geltung kommen kann, zeigt Zingg anhand zweier Romane Gertrud Leuteneggers. Wenn sich die Erzählerin in *Vorabend* auf der Zürcher Langstrasse bewegt, ist sie nicht an einem verwunschenen Ort, doch *ereignet* sich eben dort einer. Die aktuelle Gegenwart wird unwillkürlich überlagert von einem anderen Raum; ein positiv-›südliches‹ Erinnerungsbild stellt sich ein, um gleich darauf wieder zu entschwinden.³³ Zingg: »Aus Stoff wie diesem könnten ›verwunschene Orte‹ sein – wobei diesen Orten nicht allein die topographische Fixierung fehlt, sondern auch etwas Dauerhaftes, Beständiges. Das Verwunschene scheint nur so lange Bestand zu haben als von ihm erzählt wird.«³⁴

Deutlich ist: Von einem Zugriff, der verwunschene Orte mit topischen Lokalitäten wie Gärten oder Geisterhäusern assoziiert, ist man hier denkbar weit entfernt. Der gleichsam epiphanische Charakter des so verstandenen verwunschenen Orts verweist ungleich stärker auf die narrative Dimension des Diskurses, auf die Modalitäten der konkreten erzählerischen Vermittlung. Das Verwunschene ist damit nicht unabhängig von der Instanz des (hier autodiegetischen) Erzählers zu denken. In dieser Perspektive muss – wenn auch von Zingg nicht in diesem Sinn expliziert – auch das Moment des Wünschens in anderer Weise zur Geltung kommen. Gerade die Absenz einer und

31 Zingg, Mit allem Verlorenen (in diesem Band), S. 229–243, S. 230.

32 Ebd., S. 230.

33 Vgl. Gertrud Leutenegger: *Vorabend*. Roman [1975]. Zürich 2005, S. 155.

34 Zingg, Mit allem Verlorenen, S. 34.